

DER AUFBAU DER SECHSTEN UND VIERTEN SATIRE JUVENALS

Juvenal hat seine Satiren in fünf Buchrollen nacheinander herausgegeben. Dass er die letzte Rolle nicht mehr selbst edierte, sondern dass sie nach seinem Tode aus seinem Nachlass erschien, ist wahrscheinlich¹. Ehe er die Gedichte so in Buchform vorlegte, hat er sie im Hörsaal öffentlich vorgelesen². Die einzelnen Satiren haben nicht Buchgrösse, und mehrere fanden immer in einer Rolle Platz; hierzu bildet nur die grosse sechste Satire, die Frauensatire, eine Ausnahme, die, im Umfang von 660 Zeilen, das ganze zweite Buch Juvenals ausfüllt. Aehnlich steht es mit des Horaz *Ars poetica*, die wegen ihres Umfangs in die Rollen der Episteln des Horaz nicht mit Aufnahme fand, sondern gleichfalls durch das ganze Altertum als besonderes Buch ging, und zwar so, dass man sie als zehntes Buch des Dichters zählte³. Es wäre nun auffallend, wenn gerade jenes umfangreichste Opus Juvenals, das in seinem Stoffreichtum am schwersten zu überblicken ist, wie man zu behaupten pflegt, einer Stoffanordnung und vernünftigen Disposition entbehren sollte. In der Tat steht es damit anders, und ich möchte dafür den Nachweis in den folgenden Zeilen zu geben versuchen.

Ganz hilflos steht Andreas Weidner diesem Kolossalpamphlet gegenüber. Anders der alte Ruperti; aber er tadelt das Gedicht laut (Kommentar S. 130) und findet in ihm eine „*mixtura colorum qua ordo sententiarum passim perturbatur; nam alia bis recensentur, v. c. philtera, incantationes et veneficia* (v. 133 sq. et 610 sq.), *superbia* (v. 161 sq. et 457 sq.), *violenta* (v. 300 sq. et 425 sq.), *durum in maritos imperium* (v. 139 sq.

¹ Vgl. Kritik und Hermeneutik S. 19..

² Vgl. ebenda S. 319.

³ Ebenda S. 83 u. 378.

et 212 sq.); alia aptiore opinor loco inculcari poterant . . . ; alia denique quia sibi cognata sunt, magis placerent . . . si non seiuncta essent sed connexa, v. c. quae v. 67 sq. et 379 sq., 184 sq. et 434 sq., 413 sq. et 475 sq. leguntur“. Ruperti tadelt also sowohl Wiederholungen wie Einschaltungen an ungeeigneter Stelle, wie endlich auch Trennung dessen, was inhaltlich eigentlich zusammengehöre, und schliesst mit dem Urteil: auf der Disposition beruhe nicht der Vorzug dieser Satire; alles folge so aufeinander, wie ein Rhetor in der declamatio das eine an das andere reihe.

Hier wird also der Fehler des Gedichtes aus einer falsch angewandten rhetorischen Manier abgeleitet. Eine nähere Begründung für das Letztere fehlt.

Kurzsichtiger noch urteilt Friedländer und drückt sich darum noch schärfer aus, indem er S. 279 den Dichter völliger Gleichgültigkeit gegen die Forderung künstlerischer Komposition beschuldigt. Er unterscheidet nur 26 Abschnitte, die er aufzählt, Abschnitte über Torheiten und Laster der Frauen, die roh oder garnicht verbunden seien, ja, grossenteils eines inneren Zusammenhangs entbehren. Ich fürchte, Juvenal hätte, grob, wie er ist, über diesen Mangel an Wahrnehmungsvermögen gelacht: docte, nihil sentis.

Zu erwähnen ist zunächst noch J. A. Gylling, *De argumenti dispositione in satiris I—VIII. Juvenalis*, Lund 1886; doch führt auch diese Dissertation zu keinem befriedigenden Ergebnis, da sie sich wesentlich mit der Widerlegung der Hyperkritik befasst, die einst O. Ribbeck an Juvenal ausgeübt hat. Ein Gefühl für das Richtige liegt dagegen der alten Arbeit von Nägelsbach, *Philolog. III S. 472 ff.* und den Ausführungen C. F. Hermanns, edit. p. XIV, zugrunde, die ansetzten, dass das grosse sechste Gedicht Juvenals in vier Teile zu zerlegen sei. Aber die beiden Gelehrten gelangten dabei zu abweichenden Ergebnissen, und keine der beiden Thesen kann richtig sein. Nägelsbach teilte so: 1. v. 1—285, 2. v. 286—300, 3. v. 301—591, 4. v. 592—661; Hermann folgendermassen: 1. v. 1—132, 2. v. 133—285, 3. v. 286—473, 4. v. 474—661. Gegen beide Versuche wandte sich Ribbeck mit Recht. Und doch führt eben derselbe von Hermann und Nägelsbach beschrittene Weg zur Ermittlung des Plans, den Juvenal selbst seinem Werke zugrunde legte. Diese Gelehrten haben nur noch nicht richtig eingeteilt, was darum auch von W. Stegemann gilt, der *De Juvenalis dispositione*, Leipzig

1913, S. 38 f. der Aufstellung Nägelsbachs in der Hauptsache zustimmt.

In Wirklichkeit hat Juvenal seinen grossen Stoff sorgfältig in drei grosse Gruppen zerlegt, wozu ein steigernder Abschluss hinzukommt, und für den, der diese kluge Anordnung bemerkt und die Teile richtig abgrenzt, lichtet sich in der Tat das Dunkel, und das Chaos der scheinbar so wüsten Frauenbeschimpfung wird zu einem übersichtlichen Kosmos. Dies sei nunmehr kurz dargelegt.

Das Gedicht ist keine Satire auf die Frauen im allgemeinen, wie man gewöhnlich sagt, sondern eine solche auf die verheirateten Frauen, die reichen, aber auch die ärmeren, in den Bürgerkreisen Roms. Darin liegt, dass von Sklavinnen, dass auch vom Personal der Lupanare, von den meretrices des Libertinenstandes ganz abgesehen wird, dass ebenso aber auch die unverheirateten Bürgertöchter, die überhaupt im antiken Leben und in der Literatur kaum eine Rolle spielen, ausser Betracht bleiben.

Angeknüpft wird an etwas Persönliches, sei es nun fingiert oder der Wirklichkeit entnommen. Ein Freund oder Bekannter, Postumus, will heiraten. Um diesen Postumus von der Heirat abzuschrecken, baut Juvenal die Frauensatire auf und handelt von der Sittenlosigkeit der verheirateten Frauen in Rom, und zwar mit dem Streben nach einer erschöpfenden Beweisführung.

Nach zwei Gesichtspunkten aber behandelt er seinen Stoff, und dies wahrzunehmen ist das wichtigste: es handelt sich erstlich um das Verhalten der Frau zu ihrem Gatten selbst und die Freuden oder Qualen, die sie ihm in der Ehe gewährt; es handelt sich zweitens um ihr Verhalten anderen Personen gegenüber. Diese Einteilung ist so klar, dass ich sagen möchte: wer sie nicht bemerkt, kann nicht als Leser der Satire gelten.

Aber Juvenal hat dazu noch einen vorbereitenden Einleitungsteil, er hat dazu ferner, um einen möglichst grellen Abschluss zu gewinnen, noch ein kurzes Finale als vierten Teil hinzugefügt, für den er sich das Schlimmste aufspart. Es ergeben sich somit vier Teile, von denen der zweite und dritte vom Dichter selbst deutlich genug markiert sind.

Dass nun in diesen vier Teilen des Gedichtes bisweilen dieselben Gedanken wiederkehren, ist ganz natürlich; sie dienen eben in dem einen Teil einem anderen Zweck als in dem anderen. Auch Cicero wiederholt sich; aber Cicero ist dabei doch ein

Meister der Disposition, und der jedesmalige Zusammenhang rechtfertigt auch bei ihm das gelegentliche Wiederkehren der Gedanken und Argumente.

Erster Teil: v. 1—132.

Thema: Die Keuschheit ist aus Rom verschwunden.

Natürlich muss der Dichter, ehe er die Ehe selbst behandelt, vom Allgemeinen ausgehen. Er will zunächst die These beweisen, dass in Rom die pudicitia überhaupt verschwunden sei. Man lese also zunächst den Traktat v. 1—132, dessen Einheitlichkeit schon Hermann erkannte, ganz für sich. Er zerfällt aber in verschiedene Abschnitte, und wer diese überschaut, muss zugestehen, dass der Dichter, was er beweisen will, gut und in angemessener Weise ausgeführt hat:

1. Vers 1—20: Die Pudicitia steht gleich in der ersten Zeile im Sinne des Lemmas oder der Ueberschrift voran; nur in der goldenen Zeit Saturns, heisst es, als noch rustikane Verhältnisse herrschten und man auf Streu und auf Fellen schlief, vielleicht auch noch hernach im nächstfolgenden Zeitalter weilte sie für kurze Zeit auf Erden, so lange man noch nicht stahl und es noch keine griechischen Meineide gab. Mit der Iustitia aber verschwand auch die Pudicitia aus dem Kreise der Menschen.

2. Vers 21—37: Somit ist es eine alte Sache, dass der Genius des Ehebetts gekränkt und verachtet wird; schon aus dem silbernen Zeitalter stammen die moechi; und trotzdem, Postumus, willst du heiraten? Das ist eine Tollheit. Erhänge dich lieber oder schlafe mit einem puer minutus.

3. Vers 38—47: Da ist die lex Julia; um die Vorteile derselben zu geniessen, will der moechus Ursidius heiraten, und dazu noch eine keusche Frau, nach der er sucht! Er ist nicht bei Sinnen.

4. Vers 48—59: Es gibt kaum noch eine matrona pudica. Auf einsamen Landgütern mögen solche sich noch vorfinden (v. 55); lass sie aber in eine Stadt, sei es auch nur eine Kleinstadt wie Gabii, übersiedeln, so hört das auf.

5. Vers 60—81: Und nun gar in Rom. Das Theater, die Promenade zeigt dir kein weibliches Wesen, zu dem du als Heiratslustiger Vertrauen fassen könntest. Alle verlieben sich in die Histrionen und Pantomimentänzer, d. h. in Menschen, die nicht ihres gleichen sind, weil sie kein Bürgerrecht haben. Ein

Bürger und Ehrenmann wie Quintilian findet dagegen keine Anbeterin. Schliesst du nun einen Ehebund, so ist das Kind, das kommt, unecht, es ist das Kind eines Tänzers oder Histrionen.

6. Vers 82—113: Dafür dient auch Eppia als Beispiel, die Senatorenfrau, die mit einem Gladiator sich einliess und ihm bis nach Aegypten nachreiste. Die lange Seefahrt macht ihr da nichts aus, während sie dem Gatten zu Liebe nie an Bord gehen würde. Und dabei ist der Gladiator nicht einmal jung und schön.

7. Vers 114—132: Aber so liegen die Dinge auch am Kaiserhof. Diese Ausführung bringt den Abschluss und der Abschluss eine grossartige Steigerung: Messalina in prostibulo. Schon bei der Eppia hatte Juvenal weiter ausgeholt; so kann sich auch hier, bei der sich selbst prostituierenden Kaiserin seine Entrüstung in ausführlicherer Schilderung ergehen. Ich erspare mir das Einzelne nachzuerzählen.

Jeder muss anerkennen, dass Juvenal durch die beiden Erzählungen von Eppia und Messalina, der Senatorenfrau und der Kaiserin, diesen Traktat im Crescendo sehr geschickt abgeschlossen hat. Seine These ist damit bewiesen; die Pudicitia ist verschwunden. Da sie, wie es im v. 19 hiess, mit Astraea zusammen von der Erde zu den Göttern entwich, hätte man glauben sollen, sie sei wenigstens noch im Palast des römischen Kaisers anzutreffen; denn der römische Kaiser ist Gott, *divus* und *rivalis divorum*, wie Juvenal ausdrücklich hervorhebt (v. 115). Aber auch da, bei diesen Göttern auf Erden, herrscht dieselbe Unzucht; das Beispiel Messalinas gibt also für die These, *pudicitia ad superos recessit* des Verses 19 den letzten, wüchtigsten Beweis; denn die Personen des Kaiserhauses sind zwar *divi*, aber nicht *superi*, so lange sie noch auf Erden weilen.

Bevor Juvenal zu einer neuen Aufgabe sich wendet, hat er der Erzählung, die von Messalina handelt, noch folgende drei schwierigen Verse hinzugefügt, v. 133—135:

Hippomanes carmenque loquar coctumque venenum

Privignoque datum? faciunt graviora coactae

Imperio sexus minimumque libidine peccant.

An diesen drei Versen tadelt man, dass sie aus dem Zusammenhang fallen und planlos und unordentlich das vorbringen, was erst hernach im v. 610 ff. behandelt wird, Vergiftungen der Männer durch Liebestränke. Dieser Vorwurf ist ganz ungerechtfertigt. Denn Juvenal gibt hier ja einen Fragesatz: *hippomanes carmenque loquar?* und dieser Fragesatz hat, wie sich von selbst

versteht, negativen Sinn; er bedeutet also: *nolo nunc de veneficiis loqui*. In der Form der Paraleipsis oder Praeteritio wird hier also sehr passend das später zu Behandelnde abgelehnt.

Wie kommt aber Juvenal dazu, diese ablehnenden Verse hinzuzufügen? Der Grund ist, dass sie mit der vorausgehenden Schilderung Messalinas eng zusammenhängen. Nicht von den Zauber- und Giftmitteln der Frauen im allgemeinen, sondern der Kaiserinnen spricht hier Juvenal im v. 133. Er sagt: „Messalina trat nicht nur als *scortum* auf, sondern sie hat auch des Liebeszaubers sich bedient, aber was soll ich erst ausführlicher davon reden?“ So erst wird auch der nachfolgende, auffällige Satz *faciunt graviora coactae imperio sexus minimumque libidine peccant* verständlich. Hier steht die sonderbare Behauptung, dass die Frauen, wenn sie unsittlich sind, nur zum geringeren Teil der Leidenschaft fröhnen, *minimum libidine peccant*. Das ist aber, in dieser Allgemeinheit genommen, vollkommen falsch und unsinnig; nur von den Kaiserinnen gilt das Gesagte; die Kaiserinnen sind es, die ihre Laster nur zum kleineren Teil aus wirklicher Liebesleidenschaft, das meiste aus Herrschsucht begehen.

Und daher auch *imperio sexus*. In diesem Zusammenhang, wo es sich um Kaiserinnen handelt, steht das Wort *imperium* nicht zufällig; es kann hier, wo von der imperatrix geredet worden ist, nur das Kaisertum selbst oder die herrschende Stellung der Kaiserin bedeuten. Juvenal sagt also: „die schlimmsten Dinge (*graviora*) begehen sie gezwungen durch die kaiserliche Stellung, die ihr Geschlecht einnimmt“ (*imperio sexus*).

Soweit ist alles gut und klar. Aber der Stiefsohn, der hier erwähnt wird! /Messalina hat doch keinen Stiefsohn bezaubert oder vergiftet! Das *privigno datum venenum* im v. 134 passt nicht auf sie und scheint unsere Interpretation zu widerlegen, und allerdings reicht die gegebene Erklärung noch nicht aus. Wenn hier ein *privignus* erwähnt wird, so kann im Zusammenhang dieser Stelle nur einer gemeint sein. An welchem anderen vergifteten Stiefsohn lässt sich hier denken als an Britannicus und seinen Tod? Juvenal nimmt sich hier also die Freiheit, da wo er von Messalina handelt, auch die andere, als sittenlos berüchtigte Kaiserin Agrippina beiläufig und kurz andeutend mit zu erwähnen. Das *hippomanes carmenque* geht noch auf Messalina, das *venenum coctum* geht auf Agrippina. Und dass diese Auffassung nötig und unumgänglich, wird nun auch noch durch das Nächstfolgende schlagend bestätigt und erzwungen; denn Juvenal lässt

ja den Plural *faciunt coaetuae imperio* folgen: „sie tun das unter dem Zwang ihrer kaiserlichen Stellung“. Es ist evident: mit diesem Plural *faciunt* will er deutlich machen, dass er, wie wir es erschlossen haben, in dem vorausgehenden Satz von mehr als einer Kaiserin geredet hat.

Dass in Wirklichkeit der Urheber der Vergiftung des Britannicus der junge Nero war, musste dem Juvenal bekannt sein. Aber bei der Wut, mit der er über die Frauen herfällt, kommt es ihm nicht darauf an, der Mutter auf Rechnung zu setzen, was der Sohn vollführt hatte. / Dass Agrippina an dem Mord unschuldig, wird bei Tacitus XIII 16 nur aus ihrem Gesichtsausdruck beim Tode des Knaben, ihrem Schrecken, den sie doch rasch zu verbergen verstand, erschlossen (*Agrippinae is pavor, ea consternatio mentis, quamvis vultu premeretur, ut perinde ignaram fuisse <alque> Octaviam . . . constiterit*). Den Juvenal kümmert das nicht, ihm macht es Freude, Mutter und Sohn zusammenzuwerfen. Man beachte noch, dass der Wortlaut *coctum venenum* bei Juvenal dem Satz *decoquitur virus cognitis antea venenis rapidum* bei Tacitus XIII 15 entspricht; und auch Sueton Ner. 33 verweilt dabei, das *coquere* und *recoquere venenum* in Anlass der Ermordung des privignus Agrippinae, zu schildern¹. P 1.

Auf den hiermit erledigten ersten grossen Abschnitt der Satire folgt nunmehr der zweite Teil; er setzt, wie der Stil der Satire es liebt, in überraschender Weise ganz unvermittelt ein. Ein Interlokutor wird eingeführt und sagt: „Aber der Gatte der Censennia urteilt doch, seine Frau sei vortrefflich; das liegt aber nur daran, dass sie eine reiche Person ist“. Der Interlokutor macht also einen Einwand, an den alles Folgende anknüpft. Es ist beliebt, durch solche Einwürfe eines Zwischenredenden den Einsatz eines neuen Abschnittes hervorzuheben.

¹ Es sei nicht verschwiegen, dass man das *coctum venenum privinoque datum* auch vom blossen Liebestrank verstehen könnte, in Erinnerung an die *novercae* bei Vergil Georg. III 282, die sich mit Liebeszauber befassen. Dann würde Juvenal hier also an keinen ermordeten Stiefsohn denken. Allein der Zusammenhang lehrt, dass diese Interpretation nicht brauchbar ist, da es sich, wie nachgewiesen, um Kaiserinnen handelt und weder Messalina noch Agrippina einen Stiefsohn in sich verliebt machte.

Zweiter Teil: v. 136—345.

Das Verhältnis der Frau zum Gatten.

Der zweite Teil erstreckt sich zunächst über die Verse 136—286; ein Anhang ist in den Zeilen 286—345 noch hinzugefügt. Dieser Teil ist in seiner Einheitlichkeit leicht aufzufassen, und ich kann hier also sehr kurz sein.

Satire ist *sermo*, Nachahmung des Gesprächs; es muss also jemand da sein, zu dem der Dichter spricht; um dies zu erreichen und seinem Gedicht einen persönlichen Anstrich zu geben, ist, wie wir sahen, gleich zu Anfang v. 21 ein gewisser Postumus angeredet und vor dem Heiraten gewarnt worden. Zur Begründung dieser Warnung brachte der erste Teil des Gedichtes den allgemeinen Nachweis der *impudicitia* der verheirateten Frauen; jetzt schildert der zweite Teil die Ehe selbst; er schildert das Verhältnis der Eheleute zueinander. Hier bespricht also Juvenal die Frau nach folgenden Gesichtspunkten:

1. Vers 136—141: sie ist reich; also kannst du, der Ehemann, ihr nichts verwehren, wenn sie andere Männer sucht.

2. Vers 142—161: sie ist schön, also tyrannisiert sie dich und plündert dich aus; die kostbarsten Sachen musst du ihr schenken.

3. Vers 161—183: sie ist fehlerlos (das ist freilich eine *rara avis*), dann ist sie aber auch hochmütig bis zum Unerträglichen: *plus aloes quam mellis habet*.

4. Vers 184—199: jedenfalls spricht sie griechisch, und das ist die Sprache des Lasters: *omnia graece*; das sind zwar Kleinigkeiten, aber unleidliche.

5. Vers 200—225: ist Liebe in der Ehe vorhanden, so dient auch das dazu, der Frau die Herrschaft über den Gatten zu sichern; dieser Teil wird mit der Vorbemerkung eingeleitet, v. 200—205, dass überhaupt, wer nicht liebt, auch nicht heiraten soll. Hinter v. 205 darf also keinesfalls ein Absatz angesetzt werden; Friedländer hat diese Stelle gar nicht verstanden, wenn er S. 279 von den Zeilen 200—205 sagt: „Fragment eines unvollendeten Abschnitts.“ Vielmehr hängt die Zeile 200 auf das engste mit Zeile 206 zusammen, indem durch zwei Konditionalsätze eine Alternative gegeben wird:

200: Si tibi legitimis pactam iunctamque tabellis
Non es amaturus [feminam], ducendi nulla videtur
Causa eqs.

206: Si [e contrario] tibi simplicitas uxoria, deditus uni
Est animus, summitte caput, d. h. illa tibi non parcet.

Also: si non amas maritam, nuptiae omnino frustra fuerunt; si contra simplici animo ei deditus es, ipse iugum ferēs; „liebst du sie nicht, so hatte die Heirat keinen Sinn (v. 200); liebst du sie aufrichtig, so gehst du als verliebter Mensch im Joch“. Denn die Frau spricht ihr *hoc volo, sic iubeo; sit pro ratione voluntas* (v. 223). Die Ausführung Juvenals ist durchaus angemessen und unmissverständlich; es lässt sich nichts an ihr bemängeln.

6. Vers 224—230: die Sucht nach Wechsel und nach Ehescheidung, die die Frauen beherrscht, macht die Ehe für den Mann illusorisch: *spernit lectum domosque permutat; sed etiam sprete lecti vestigia repetit* (v. 226).

7. Vers 231—241: die Schwiegermutter des Gatten steigert die Misshelligkeiten, wenn sie am Leben ist; denn sie lehrt und unterstützt ihre Tochter in allem Argen, täuscht und besticht auch die Hauswächter. Zum Vers 235 sei angemerkt, dass von *tunc* an das Subjekt der Aussage wechselt und nicht mehr die Schwiegermutter des Mannes, sondern deren Tochter handelnd eingeführt wird: „eine auffallende Nachlässigkeit des Ausdrucks“ (Friedländer). Sie erklärt oder entschuldigt sich aber vielleicht aus der Wortbedeutung des *tunc*, das hier, wie es scheint, in gewaltiger Kurzsprache einen ganzen Konditionalsatz ersetzt; *tunc* muss, wie aus dem Voraufgehenden zu entnehmen ist, ein: „si socrus adest“ bedeuten. Am besten ist es, Parenthese anzusetzen und den Text folgendermassen zu gestalten:

231: Desperanda tibi salva concordia socru
(Illa docet spoliis nudi gaudere mariti,
Illa docet missis a corruptore tabellis
Nil rude nec simplex rescribere, decipit illa

235: Custodes aut aere domat). Tunc corpore sano

Advocat Archigenen onerosaque pallia iactat eqs.

Das *tunc* schaut jedenfalls auf den Vers 231 zurück und bedeutet: si socrus salva est.

8. Vers 242—245: dazu kommt die Prozesssucht der Frauen. Dieses Laster wird in vier Versen kurz abgemacht; warum das erwähnt wird, sagt uns Juvenal nicht ausdrücklich. Der Zusammenhang lehrt, dass zu verstehen ist: auch durch diese Prozesssucht der Frau wird für den Gatten die Ehe unerträglich. Für den Schwerhörigen hätte Juvenal hinter v. 245 noch eine Zeile

folgenden Sinnes hinzufügen können: *Hinc quoque coniugium grave fit durumque marito*. Ist es aber nicht viel feiner, dass er sie fortliess?

9. Vers 246—267: die Unkeuschheit der Frau äussert sich auch darin, dass sie ficht, und zwar mit Gladiatorenwaffen ficht; die dadurch erzeugte Erregung ist erotisch. Wie kann eine Frau im Helm keusch sein? fragt der Dichter im v. 252. Also ist auch ein solcher Zeitvertreib der Frau dem Gatten widerwärtig.

Hiermit ist das gestellte Thema nach verschiedenen Gesichtspunkten erschöpfend besprochen, und diese Gesichtspunkte überbieten sich; in Punkt 8 und 9 stehen wir auf der Höhe der Klimax; und zwar hängen diese beiden Ausführungen im achten und neunten Abschnitt unter sich eng zusammen; denn sie geisseln beide die Emanzipiertheit der Frauen, hier Prozessucht, dort Fechtstunde und Männersport. Es folgt nun noch eine letzte Erörterung, in der die Frau ihrem Manne gegenüber gestellt wird:

10. Vers 268—286: so gibt es in der Ehe nichts als Streit; ertappst du sie aber auf dem Ehebruch, so weiss sie den Spiess gleich umzudrehen, redet vorwurfsvoll von einer *pacis* und flutet von Tränen über, während sie wahllos mit Sklaven oder Rittersleuten bulht.

Damit ist ein vorläufiger Abschluss gegeben, und man sieht, dass der hiermit gewonnene Abschluss wiederum durchaus passend und wirkungsvoll ist. Um die *impudicitia* der Frauen handelt es sich; auch dieser zweite Teil des Gedichts, der speziell das eheliche Zusammenleben ins Auge fasst, kann darum nicht anders abschliessen als mit ihrer erneuten Hervorhebung.

Und Juvenal selbst macht uns dies nun deutlich, indem er eine Schlussbetrachtung hinzufügt, die zugleich auf den ersten Teil der Satire zurückschaut und ihn ergänzt. Dies ist der Anhang, Vers 286—345.

Wieder ist es der interlocutor, der den Einschnitt verdeutlicht; er tut es mit der Fragestellung v. 286: *Unde haec monstra tamen vel quo de fonte?* Woher stammt diese Entartung? Jetzt begnügt sich aber Juvenal bei der Beantwortung dieser Frage nicht mehr mit der anfangs gegebenen allgemeinen Mitteilung von der göttlichen *Pudicitia*, die dereinst im silbernen Zeitalter aus der Welt entflohen sei (so im v. 19), sondern verweilt spezieller bei den römischen Verhältnissen: das Eindringen des auswärtigen Luxuslebens war es, wodurch in Rom und Italien das Lasterleben erzeugt ist; dies wird zunächst in den Versen 286—300 des Anhangs kurz ausgeführt.

Fragst du aber weiter hierfür nach Beweisen, so sind unsere Gottesdienste das augenfälligste Symptom: Juvenal schildert also weiter, um seine Meinung sinnfällig zu beweisen, sehr passend die peregrinen, von aussen eingedrungenen Orgien des Privatkultus der Bona dea, v. 300—334¹.

Aber nicht nur in den Privatgottesdienst, fügt er endlich hinzu, sondern sogar auch in den öffentlichen Kultus, den Staatsgottesdienst Roms, die *publica sacra* (v. 335) ist dieselbe sexuelle Frechheit eingedrungen; Beispiel das Frauenfest, das pro populo im Haus des Konsuls oder Prätors in Rom alljährlich abgehalten wurde, und jener Clodius, der sich dereinst, als psaltria verkleidet, in solches Fest eindrängte. Juvenal fügt hinzu: Heute sind Männer nach Art dieses Clodius bei allen Gottesdiensten anzutreffen. Dies gibt, v. 335—345, den endlichen Abschluss des zweiten Teiles.

Auch in der Darstellung dieser sakralen Dinge ist Juvenal übrigens historisch nicht ganz getreu². Ihm genügt, dass die Darstellung Effekt macht.

Wie unerträglich der Stand des Mannes in der römischen Ehe sei, hat Juvenal in dem hiermit besprochenen zweiten Teil dargelegt; die Ausführung gipfelte wieder in der Hervorhebung der impudicitia der Frauen. Aber die Aufgabe des Moralisten ist damit noch nicht erledigt. Um die Frauenwelt richtig zu charakterisieren, muss man auch wissen, welche Rolle sie überhaupt im grossstädtischen Leben spielen, insbesondere also, wie sie sich mit Absehung ihres Mannes zu anderen Menschen verhalten und ihren weiteren Umgang zu gestalten pflegen. Dabei findet begreiflicherweise manches, was schon in dem Voraufgehenden berührt war, nochmals Erwähnung oder sorglichere Behandlung.

Das neue Thema wird mit der natürlichen Frage eingeleitet, ob man die Ehefrauen, die so sittenlos sind, wie es der Schluss des vorigen Abschnitts zeigte, denn nicht hinter Schloss und Riegel halten kann. Wieder ist hier der Haupteinschnitt im Gedicht, um den es sich jetzt handelt, im v. 346 durch Worte des Interlokutors bezeichnet; und zwar sind es die Leute alten Stils, die hier sprechen und den Rat erteilen: „schliess die Frau ein“; *pone seram, cohibe*. Indem Juvenal nun ausführt, dass dies unmöglich, eröffnet er damit den dritten Teil seines Gedichtes.

¹ Dabei geht Juvenal so vor, dass er zunächst v. 301 über eine Einzelperson, hernach v. 306 über mehrere Frauen, endlich v. 314 f. über die Frauen in ihrer Gesamtheit handelt; Leo, Rhein. Mus. 44 S. 604.

² Gercke, Göttinger gel. Anz. 1896 S. 980.

Dritter Teil: v. 346—591.

Beziehungen der Frauen zu andren Personen.

1. Vers 346—348, Einleitung in drei Zeilen: das altmodische Mittel, die Frauen einzuschliessen, das man in Vorschlag bringen könnte, ist heute unausführbar; denn sie verführen ihren Wächter selbst. Damit ist das Thema gestellt: der nicht einzudämmende Verkehr der Frau mit der Aussenwelt.

2. Vers 349—365: nicht nur reiche, auch arme Frauen wissen den verfänglichen Umgang ausserhalb ihres Hauses durchzusetzen; als Beispiel hierfür wird Ogulnia eingeführt; da Ogulnia nur als Beispiel für den im v. 349—351 ausgesprochenen Satz dient, darf bei v. 352 kein Absatz angesetzt werden. Ogulnia läuft in die öffentlichen Spiele, um Athleten zu sehen, und lässt darum ihr letztes Hab und Gut daraufgehen.

3. Vers 366—378: Verkehr der Frauen mit den Eunuchen des Hauses. Schilderung des Eunuchen.

4. Vers 379—397: Verkehr mit Sängern und Musikern. Sie betet zu den Göttern um den Erfolg dieser Künstler und bedeckt sein Instrument mit Küssen¹.

5. Vers 398—412: schlimmer noch ist ihr leidenschaftliches Interesse für Stadtneuigkeiten und die Art, wie sie dabei das Publikum, den *coetus virorum* und selbst die höchsten Beamten im Beisein ihres Mannes ausfragen und belästigen.

6. Vers 413—418: brutale Misshandlung des Nachbarn geringeren Standes.

7. Vers 419—433: Misshandlung ihrer Gäste; sie badet abends und lässt sich massieren, während ihre Gäste hungern; dann tritt sie mit erhitztem Blut in die Gesellschaft ein, trinkt riesige Quanten und erbricht sich, so dass den Gatten ekelt.

8. Vers 434—456: die Frau treibt ferner auch Literatur, Rhetorik, Grammatik; aber auch hier wieder ist nicht dieses das Uebel, dass sie solche Interessen verfolgt, sondern dass sie ihre Nebenmenschen damit belästigt; denn sie schwatzt darüber in Gegenwart vieler, *cum discumbere coepit* (v. 434), es entsteht eine Konversation, sie überbietet die anwesenden Rhetoren (*vincuntur rhelores* v. 438); insbesondere zeigt das *turba tacet* im v. 439, dass um die gelehrte Frau eine Gesellschaft versammelt ist und sich durch sie belästigt fühlt.

¹ Friedländer tadelte, dass die Verse 379 ff. nicht mit v. 73 f. verbunden seien; hiergegen s. Stegmann S. 43.

Am Schlusse dieses achten Abschnittes gestattet sich Juvenal eine kurze Abschweifung und unterbricht seine kritische Schilderung, indem er auseinandersetzt, in wie weit eine Frau literarisch gebildet sein dürfe, um zu gefallen. Einem Dichter muss die Frage nach Frauenbildung immer am Herzen liegen, und Juvenal befeisst sich darum hier, im v. 448 ff. hervorzuheben, dass er solche Interessen bei den Frauen keineswegs radikal verwirft; es gilt nur Mass zu halten, *finem imponere et rebus honestis* (v. 444); sie soll nicht alle Grammatikregeln wissen, und dem Gatten muss es auch einmal freistehn, schlecht latein zu sprechen¹. Dabei wird mit *tibi* v. 448 Postumus selbst von neuem angeredet, wie dies auch v. 377 (vgl. 433) geschehen ist; Juvenal will eben gelegentlich in Erinnerung bringen, dass er seine Satire an einen heiratslustigen Bekannten richtet; das Ergebnis ist aber auch hier, dass die Frauen, wie sie jetzt sind, keine Aussicht auf ein wirklich glückliches Eheleben gewähren.

9. Vers 457—473: so wie die Frauen gelehrte Dinge treiben, bloss um die Gelehrsamkeit als Aufputz ihres Wesens vor anderen Leuten zu zeigen, so schmücken sie sich selbst auch körperlich und putzen sich heraus; aber sie tun es nur für die *moechi* (v. 464 f.) und halten es anders als die Mädchen, von denen Ovid sagt: *pro se quaeque parent . . . rure latent finguntque comas; licet arduus illas celet Athos, cultas altus habebit Athos; est etiam placuisse sibi cuicumque voluptas* (Medicam. fac. 27 ff.).

¹ Mit Unrecht hat dereinst Heinrich den hier für den Zusammenhang wichtigen Vers 444 für unecht erklärt; wir lesen, nachdem Juvenal ausgeführt hat, dass die gelehrten Frauen übertrieben laut und renommistisch deklamieren:

Imponit finem sapiens et rebus honestis;

445 nam quae docta nimis cupit et facunda videri,

crure tenuis medio tunicas succingere debet eqs.

D. h. die gelehrten Studien sind *res honestae*; aber „auch“ ihnen setzt der verständige Mensch gewisse Grenzen. Schwierigkeiten hat das im v. 445 folgende *nam* gemacht (s. Gylling S. 78); zu dem freien und brachyologischen Gebrauch des *nam* genügt es auf Friedländer zu X 204 zu verweisen. Juvenal will sagen: „der Verständige hält Mass auch in Dingen, die Wert haben; denn eine Frau, die die gelehrten Dinge übertreibt, sollte als Mann in Männerkleidung einhergehen — und beweist damit, wie hässlich es ist, das *finem imponere* zu vernachlässigen oder über die Grenzen der eigenen Natur hinauszugehen“. Dieser letztere Gedanke ist ausgelassen und zu ergänzen. Also: *nam quae nimis docta videri cupit, suam ipsius naturam invertit, ut viri instar tunicam succingere debeat.*

10. Vers 474—506: es bleibt noch übrig das Verhältnis der Frauen zu ihrer Bedienung, Dienern und Dienerinnen zu schildern; besonders gibt die Toilette dazu Anlass. Damit vervollständigt sich das Lebensbild¹. Aber es ist noch immer nicht erschöpft. Eins fehlt noch, der Aberglaube, und dies ist der Gipfel des Verächtlichen. Denn er führt die Frauen in einen ganz besonderen Umgangskreis. Darum hat der entrüstete Satiriker sich dies Thema von der *superstitio* der Frauen für den Schluss des Ganzen aufgespart.

Um kraftvoll neu einzusetzen und das Gefühl zu erzeugen, dass etwas Neues und besonders Gravierendes folgt, wird eine Pause gemacht und in drei Zeilen, v. 508—511, zuvor noch einmal auf den Gatten, der in diesem dritten Teil der Satire so wenig hervortritt, hingewiesen. Dies geschieht mit Nachdruck, indem Juvenal die drei Bezeichnungen *vir*, *maritus*, *coniunx* häuft und eng nebeneinander stellt: „um den *vir*, um den *maritus* kümmert sich die Frau bei alle dem, was ich durchgesprochen habe, durchaus nicht, es sei denn, dass sie seine Freunde mit Hass verfolgt oder ihrem *coniunx* Kosten verursacht“. Nun gar, wo ihr religiöser, superstiziöser Instinkt in Frage kommt! Das beginnt mit dem Kybedienst: *ecce furentis Bellonae matrisque deum chorus intrat!* Wir lesen also: —

11. Vers 511—591: vom Umgang der Frauen mit orientalischen Priestern und Wahrsagern: a) mit dem Bellonapriester, dem Archigallus, der ihr mit Krankheiten droht, wenn sie nicht Gaben spendet, v. 511—521; b) mit ägyptischem Zauberwesen, v. 522—541; c) mit jüdischen Traumdeuterinnen u. a., v. 542 bis 552; d) mit Astrologen, v. 553—568, wozu die Benutzung astrologischer Schriften, insbesondere astrologischer Kalender, der *ephemerides mathematicae*, hinzukommt, v. 569—581. e) Auch die Frauen in den armen Familien sind diesen Dingen ergeben: v. 582—591.

Wie einheitlich und in sich abgeschlossen wiederum auch dieser dritte Teil der Satire konzipiert ist, kann niemand verkennen. Man darf freilich vom Satiriker, sei es Horaz oder Juvenal, nicht erwarten, dass er Uberschriften macht oder dem Leser mitteilt: jetzt will ich von den Beziehungen der Frauen zu verschiedenen Menschengruppen handeln. So viel Aufmerksam-

¹ Das *toto die* im v. 474 ist eine Uebertreibung im echt Juvenalischen Stil und bedarf darum keiner Rechtfertigung.

keit kann er von uns verlangen, dass wir darauf selbst Acht geben. Die Kunst der Verschleierung der vorhandenen Disposition war eine Forderung eleganter Redekunst, wie Cicero uns sagt; Cicero de orat. II 176 f.: *puncta argumentorum plerumque occultas, ne quis ea numerare possit, ut re distinguantur, verbis confusa esse videantur*. Juvenal hat hier diese Kunst bewährt, und ich zweifle nicht, dass er als Rhetor oder Stilist in diesem Fall seinen Tadlern weit überlegen ist: er hat, wie Cicero es fordert, „die Einschnitte der Argumentation zumeist zugedeckt, so dass, während sie in Wirklichkeit sachlich gegliedert ist, die Worte oder Sätze doch ineinander überzuffliessen scheinen“. Der Rhetor fordert solche Verschleierung für die Kunstrede; sie war für den sermo, die Nachahmung des alltäglichen Gesprächs, um so unerlässlicher.

Dieselbe Kunst, die wir anerkennen, brachte es aber auch mit sich, dass Juvenal die verschiedenen kleinen Abschnitte dieses dritten Teils verschieden gestaltet hat; es galt in einem so umfangreichen Werke der Einförmigkeit des Vortrags vorzubeugen. Daher redet Juvenal im Abschnitt 8 von den gelehrten Studien, im Abschnitt 9 von der Putzsucht der Frauen und erwähnt das Publikum, für das diese Bestrebungen bestimmt sind, nur nebenher. Juvenal rechnete nicht auf schläfrige Leser, die seine Meinung verkennen könnten. Um deutlicher zu sein, hätte er den Abschnitt 8 so gestalten können: „sie versammeln Menschen um sich, laden die besten Rhetoren und Sprachkünstler ihrer Zeit zu sich ins Haus, um sie in Gegenwart von Zeugen auszustechen, und machen sich dadurch missliebige“; ebenso den Abschnitt 9 folgendermassen: „nicht um dem Gatten zu gefallen, sondern um die Ehebrecher an sich zu ziehen, machen sie sich schön und verwenden allen Fleiss auf Kleidung und Hautpflege“. So hätte eben ein Pedant geschrieben.

Die Aufgabe der Frauensatire scheint nun mit dem besprochenen dritten Teil erschöpft zu sein; der Satz „Lieber sterben als heiraten“ ist nunmehr sattsam begründet. Aber das Aergste hat Juvenal noch nicht erwähnt; er hat es sich für einen Schlussteil aufgespart. In der Häufung der Argumente ist also bis zum Schluss eine gewaltige Steigerung nicht zu verkennen.



Vierter Teil: v. 592—661.

Verbrecherisches Verhalten der Frau.

Dieser Schlussteil, den als solchen auch schon Nägelsbach erkannt und abgetrennt hat, bringt kurz dreierlei:

1. Vers 592—609: die Frauen wollen nicht gebären und verhindern das puerperium durch Abtreibung, indem sie sich des abortivum medicamen bedienen. Sie finden es bequemer sich aus armen Familien Kinder zu verschaffen und diese unechten Kinder unterzuschieben. Damit aber wird ihr Gatte betrogen, gekränkt, entehrt.

2. Vers 610—626: sie richten ihre Verbrechen auch gegen den Gatten selbst und machen ihn durch Liebestränke verrückt; mentem eius vexant. Als Beispiel dient der Wahnsinn Caligulas.

3. Vers 627—661: aber das ist noch nicht genug. Sie morden auch und schaffen den ihr unbequemen Mann und die Kinder geradezu durch Gift aus dem Leben.

Der Teil IV setzt also, genau betrachtet, den Teil II fort; er nimmt den Inhalt des zweiten Teils wieder auf, da er von neuem von dem Verhalten der Frau in der Ehe und zum Gatten selbst handelt. Es ist klar, dass Juvenal diese Anordnung deshalb traf, weil er sich den stärksten Trumpf, den Mord und das Abtreiben der Leibesfrucht, *homines in ventre necandos*, für den Schluss aufsparen wollte. Schon im v. 133 f. hatte er Anlass, das Thema von Gift und Liebeszauber zu berühren, er hat es aber dort zu behandeln abgelehnt (vgl. oben S. 528 f.). Hier am Schluss des Ganzen sollte es eben seine erschütternde Wirkung tun. Damit wird der Leser entlassen. Grauen erfüllt legt Postumus, an den der Dichter sich wendete, das Buch beiseite. Er ist von seinem Vorhaben, zu heiraten, geheilt.

Man merkt aber zugleich, wie eng Teil IV mit dem Schluss des dritten Teils, auf den er folgt, zusammenhängt und gleichsam aus ihm herauswächst. Von Zauberei und astrologischem Aberglauben ist zu den *venificia* und *abortiva medicamina* eben nur ein Schritt. Denn auch der Astrologe wird ja schon gierig nach der Sterbestunde des Gatten und sonstiger Verwandter ausforscht (v. 565 f.).

So ist denn der Teil IV vom Teil III auch durch keine Zwischenbemerkung, durch keine Zwischenfrage eines Interlokutors abgetrennt, ganz ähnlich, wie Juvenal auch in seiner siebten Satire verfahren ist; denn auch da wird gerade nur der letzte Abschnitt

der umfangreichen Auseinandersetzung im v. 215 an das, was voraufgeht, ohne alle Kennzeichnung des Absatzes angeknüpft (s. unten S. 542). Und die Sache hat in dem Gedicht, von dem wir handeln, noch einen besonderen, tieferen Grund. Der Interlokutor, der bisher immer Einwände machte oder einen Rat zu geben versuchte, ist jetzt endlich verstummt; er findet keinen Einwand, er findet keine Frage, keine Hilfe mehr; die letzten Anklagen, die Juvenal gegen die Frauen erhob, haben ihn völlig überwältigt. Das ist psychologisch ausgezeichnet. Und so rennt die gewaltige Beweisführung wie atemlos und unaufhaltsam weiter und dem Ende zu.

Auf alle Fälle ist dem Juvenal der Kunstgriff, den Leser über die Disposition seines Vortrags hinwegzutäuschen, geglückt; er hat ihn bis zum Ende durchgeführt. Für Ciceros Vorschrift: *puncta argumentorum plerumque oculos ne quis ea numerare possit ut . . . verbis confusa esse videantur* gibt Juvenals sechstes Gedicht einen trefflichen und planvoll durchgeführten Beleg. Der Zweck eines solchen Verfahrens ist, das Publikum zu täuschen, dem, was der Autor wohl und reiflich durchdacht hat, lediglich als Improvisation und glücklichste Eingebung des Augenblicks erscheinen soll. War dieser Kunstgriff schon einem Redner wie Cicero erwünscht, so musste er dem Satiriker, der seinen umfangreichen Lehrstoff in der Form naturwüchsigsten Geplauders übermitteln will, besonders unentbehrlich scheinen.

Wie ich schon in meiner Kritik und Hermeneutik (S. 178 f.) betont habe, ist es eine besondere Kunst, den eigentlichen *sermo* richtig zu lesen und aufzufassen; der Exeget des Satirikers muss ihm selbst möglichst kongenial sein. Auch angesichts der *Ars poetica* des Horaz fehlt solchen, die immer nur das wertvolle Einzelne und nicht das Ganze lesen, die richtige Auffassung noch oft vollständig. Man hat sich erlaubt, den, der die feine Stoffanordnung in dem grossen *sermo* der *Ars poetica* aufzudecken unternahm, wie einen Urteilslosen zu behandeln¹. Und doch steht

¹ v. Wilamowitz schrieb über meine betreffende Studie in einer Rezension von A. Dieterichs *Pulcinella* (Gött. gel. Anz. 1897 S. 513): „Dass dem wirklich so war (dass die Pisonen Satyrn auf die Bühne bringen wollten), betrachtet Dieterich und sein Eideshelfer Birt, der einen Aufsatz über die Disposition der *Ars* als Anhang des Buches beige-steuert hat (über den ich schweigen will), a priori als ausgemacht. Ich betrachte die ganze Einkleidung der *Ars* als Fiktion und denke zu hoch (!) von Horaz, um ihm einen rhetorisch (!) disponierten Brief zu-

eine solche Anordnung vollkommen fest¹. So wird man nun auch betreffs der grossen sechsten Juvenalsatire sich endlich eines besseren besinnen.

Wenn Juvenal seinen Gegenstand einmal so übersichtlich katalogartig abhandelt wie in der siebten Satire, so läuft er Gefahr, wegen des allzu äusserlichen Schematismus getadelt zu werden². Wenn er die Gliederung seines Gedichtes geschickt verhüllt, wie in der sechsten Satire, so tadelt man ihn, weil er sie eben verhüllt hat. Es ist durchaus nicht mein Zweck und meine Meinung, Juvenal absonderlich zu loben; aber es gilt doch die Tatsachen festzustellen. Seine Gedichte sind eben in der Konzeption sehr ungleich, und je nach der Beschaffenheit des Gegenstandes, der Behandlung finden soll, richtet sich die Anordnung des Stoffes. Um diese Verschiedenheit hervorzuheben, sei es mir gestattet, noch bei der siebten und vierten Juvenalsatire, die den grössten Kontrast bieten, kurz zu verweilen.

Im siebenten Gedicht hat es sich Juvenal zur Aufgabe gestellt, die klägliche wirtschaftliche Lage der Literaten und Vertreter des geistigen Lebens und Erziehungswesens in Rom mit bitterer Beschwerde darzulegen. Diese Vertreter sind die Dichter, Historiker, Rhetoren und Grammatiker. Er widmet also jeder Klasse von ihnen einen Abschnitt, indem er mit den Dichtern, wie es sich gebührt, beginnt. Nach dem umfangreichen Proöm, das, zweiteilig, vom gegenwärtig regierenden Kaiser eine Besserung der Verhältnisse erhofft (v. 1—21), im Uebrigen aber die Zwecklosigkeit aller poetischen Tätigkeit feststellt (v. 22—35), lesen

zutrauen“. Den schönen Sinn des Wortes „Eideshelfer“ brauche ich wohl nicht zu erläutern. Wenn v. Wilamowitz über meinen betr. Aufsatz schweigen will, so war das günstig; er hätte sonst, wie die obige Bemerkung verrät, über die *Ars poetica* doch schwerlich das Richtige gesagt. Und ein „rhetorisch disponierter Brief?“ Warum nicht unrhetorisch? Auch die antiken Gesetzestafeln, auch das Monumentum Ancyranum ordnen ihren Stoff irgendwie an, ohne doch „rhetorisch“ zu sein; ebenso die Lehrschriften wie Theophrasts Pflanzengeschichte; ebenso Horaz *Ars poetica*.

¹ Die betreffende Literatur ist ziemlich umfangreich; die Disposition, die ich bei Dieterich, *Pulcinella* S. 279 ff. entworfen, ist m. E. durch spätere ähnliche Versuche nicht wesentlich berichtigt worden (s. Kritik und Hermeneutik S. 178, 3), worüber Genaueres vielleicht bald dargelegt werden wird.

² Gercke im *Gött. gel. Anz.* 1896 S. 984 nennt das *accipe nunc artes* im v. 36 äusserlich und roh.

wir wie eine Ueberschrift die orientierenden Worte: *accipe nunc artes* (v. 36), und es folgt¹ ein grosses Kapitel über die Dichter, ein sehr kurzes über *historici*, das mit *porro* angeknüpft wird, ein weiteres über die *causidici* (hier wird der Absatz durch den Interlokutor in v. 105 angezeigt), dann das Kapitel über den rhetorischen Unterricht — der Absatz wird mit der Frage *declamare doces?* markiert² —, endlich ohne Verdeutlichung des Absatzes das letzte über den Knabenschulunterricht der Grammatiker. Die Uebersichtlichkeit ist gross. Weshalb die *historici* mit so wenig Worten abgetau werden, habe ich Kritik und Hermeneutik S. 317 erklärt. Wer hier tadeln will, tadle die Aufgabestellung des Dichters; die Lösung der Aufgabe war aber nicht anders denkbar als nach dem Schema, das Juvenal gewählt hat³.

Ganz anders das vierte Gedicht, und hier begegnen wir nun wieder missbilligenden Urteilen, die mich in Erstaunen setzen. „Die vierte Satire ist aus zwei durchaus nicht zueinander passenden Stücken aufs Roheste zusammengeflochten. Der Ankündigung, dass Crispinus darin eine Rolle spielen werde, entsprechen nur die ersten 27 Verse. Dagegen in dem Berichte über die von Domitian berufene Sitzung des Kabinettsrats (v. 37—154) spielt er nicht nur keine Rolle . . ., sondern wird auch (v. 108 f.) ganz ebenso eingeführt wie alle übrigen Personen und als sei von ihm vorher ebenso wenig die Rede gewesen als von diesen.“ So Friedländer. Aehnlich Gylling S. 42 ff. und auch Weidner, nach dessen Meinung hier zwei Satiren, wovon die erste unvollendet war, in unnatürlicher Weise zu einer Einheit verbunden worden

¹ Ganz irrig ist es, wenn Stegemann S. 66 diese Satire in zwei Teile teilt; das *genus ignavum* im v. 105 weist nur auf das unmittelbar Voraufgehende, also nur auf die *historici*, nicht aber wie St. will, auch auf die Dichter zurück; die Historiker sind reiche Leute (s. Kritik und Hermeneutik S. 317) und arbeiten, wie es v. 105 heisst, auf dem lectus im Schatten; die Dichter dagegen sind arm und können sich keine schattigen Bibliotheken verschaffen, vor allem passt das *gaudet* nicht auf sie, da sie nach Juvenals Darstellung jeder Freude entbehren.

² Abzuweisen ist wiederum, was Stegemann S. 67 sagt: *causidici enim et rhetores qui proprie vocantur arte sunt coniungendi*; diese engere Verbindung hat Juvenal durch nichts angezeigt. Juvenal bespricht die verschiedenen Berufsarten lediglich im Hinblick auf ihre Einnahmequellen, und diese sind bei den Rhetoren vollkommen andre als bei den Advokaten.

³ Vgl. übrigens A. Hartmann, Aufbau und Erfindung der siebenten Satire Juvenals, Basel 1912,

sind, „wir wissen nicht, durch welchen Zufall“. Ribbeck hielt v. 1—36 natürlich für interpoliert. Wären diese Verse 1—36 wirklich der Rest eines irgendwie fragmentierten Crispinpamphletes des Juvenal selbst, so würden wir, da dies Fragment mit *ecce iterum Crispinus* beginnt, also ein *iterum* dasteht, ansetzen müssen, dass sogar auch noch eine andere Crispinsatire der hier fragmentierten vorausgegangen war, dass es also sogar deren zwei gegeben hatte¹.

In welchem Sinne das Ganze eine durchaus natürliche Einheit bildet, habe ich Kritik und Hermeneutik S. 216 nur andeuten können. Das, was in gleicher Tendenz einst Nügelbach² vortrug, nämlich der erste Teil des Gedichts schildere die Verschwendung der kaiserlichen Kreatur Crispinus, der zweite Teil die Behandlung dieser Kreaturen durch den Kaiser Domitian, konnte mir dabei allerdings nicht genügen. Hier wird es nützlich sein, sich zunächst noch einmal zu erinnern, dass Satire *sermo*, also Nachahmung des Gesprächs ist, dass sie also einem Gesetz auch nur insoweit unterworfen ist, als das Gespräch Gesetzen gehorcht.

Der *sermo* kann belehren und Urteile begründen wollen, und in solchem Fall legt er naturgemäss bei aller Proteus-artigen Verwandlungsfähigkeit der Vortragsmittel dem Lehrstoff doch einen bestimmten Plan zugrunde, wie wir dies in der neunten, aber auch in der sechsten Juvenalsatire erkannten. Der *sermo* kann aber auch ebensogut Erzählung sein, und beim Geschichtenerzählen in Gesprächsform hört jedes künstliche Gruppieren auf; man will nur hören, was sich ereignet hat. D. h. die erzählende Satire ist nicht von Gesetzen des Ordnungstriebes abhängig, sie hat nur mimetischen Zweck. Juvenal fällt in seinem vierten Gedicht nicht mit der Tür ins Haus und hebt nicht gleich mit dem v. 34, mit dem Anruf der Musen an: „erzähle Calliope von Domitian“; das wäre dürftig, langweilig und lahm gewesen. Juvenal ahmt vielmehr in belebter Weise den Ton des Klatsches, der von Einem aufs Andere zu kommen pflegt, nach, und wir lesen nun also, in etwas modernisierender Nacherzählung, Folgendes, wobei ich gleich anfangs daran erinnere, dass Crispin das Alter ego des Kaisers, sein *scurra* und Liebling war, so dass, wo Crispin genannt wird, jeder in Rom gleich auch schon mit an den Kaiser Domitian hat denken müssen:

¹ Vgl. Gercke aaO. S. 981.

² aaO. S. 470 f.

„Gebt nur wieder einmal auf Crispinus acht; noch oft werde ich Anlass haben, ihn zu zitieren. Dieser Lastermensch und Ehebrecher! Das Ansehen des Menschen wächst dadurch nicht, dass er glänzend wie ein Fürst auftritt. Aber davon will ich jetzt nicht reden (v. 11). Nur dies! Er hat dereinst für 6000 Sesterz einen riesigen Seefisch gekauft, was nur erträglich wäre, wenn er ihn etwa seiner Geliebten dediziert hätte. Aber nein! er hat ihn für sich behalten. Hier ist mehr als der Schlemmer Apicius! Danach kann man sich nun denken, was für Speisegerichte der Kaiser selbst damals herunterschluckte (v. 28 f.), wenn seine Kreatur, der frühere Fischhändler, es so trieb. Beginne also, o Muse, zu erzählen. Du kannst übrigens beim Singen ruhig sitzen bleiben, denn was folgt, ist nicht Phantasie, sondern bare Wirklichkeit (*res vera agitur* v. 35). Als nämlich Domitian noch unser römisches Reich misshandelte, da wurde ein Steinbutt im Adriatischen Meer gefangen“ u. s. f.

Das soll rohe Mache, das soll planlos sein? Es ist die geschickteste Imitation des Geträtsches, wie man es hört, wenn die Leute auf dem Markt oder im Bad die Köpfe zusammenstecken und skandalisieren: „Ueber Crispinus muss ich einmal wieder herfallen; das kann man nicht oft genug tun. Er ist zwar ein Schuft. Aber davon will ich heut gar nicht erst reden; ich denke jetzt nur an den Fischluxus, den er trieb. Wie der Knecht, so der Herr. Was Crispin tat, ist noch gar nichts gegen seinen Patron, den Kaiser. Kennt ihr die Geschichte nicht? So soll meine Muse sie erzählen.“

Jedes räsonnierende Gespräch, jeder Brief einer Klatschbase kann so, wie ich es hier gegeben, lauten; warum nicht die Satire, die ja doch *sermo* ist? Ueberraschung ist der Zweck dieser Art von Introduktion; der Plauderer will nicht gleich, was er in petto hat, verraten und geht durch einen Umweg auf sein Thema los. Das steht jedem Plauderlustigen frei, und über den Philister, der ihn darum tadelt, würde er die Achseln zucken. Aber noch eins, auch Steigerung ist der Zweck; und nicht nur das Motiv, dass mit Fischen zu unerschwinglich hohen Preisen Aufwand getrieben wird, ist das Bindeglied, das den Hauptteil mit dem Proöm verbindet¹, sondern eben auch die Person Crispins

¹ Hiergegen hat man eingewandt, dass ja Domitian mit seinem Fisch in Wirklichkeit gar keinen Luxus treibt, da er ihn gratis erhät

selbst, da bei seiner Nennung jeder Leser sogleich auch schon an den Kaiser Domitian erinnert wurde. Schon mit v. 1 sind wir in des Kaisers Kreis versetzt. Auf eine kurze Formel gebracht, ist somit der Zusammenhang dieser: „Toll war der Fischluxus der Hofschranze; toller noch ging es damit zu Domitians Zeit am Hof selber zu“. Dabei führt der Dichter den Crispin im Präsens ein, als ob er noch lebte.

Friedländer weiss S. 223 gegen die Einheitlichkeit des Gedichtes im Grunde nur dies Eine geltend zu machen, dass Crispin hernach im Hauptteil v. 108 als Mitglied des kaiserlichen Konsistoriums in der Weise mit aufgezählt werde, dass wir den Eindruck gewinnen, als sei von ihm vorher noch nicht die Rede gewesen. Aber es ist doch zu viel verlangt, dass ein Dichter da, wo er in grandioser Parodie den epischen Ton nachahmt und in einer Prachtszene die Helden der Handlung aufzählt und charakterisiert, zur Nennung Crispins im v. 108 hätte hinzufügen sollen: *illi quem iam initio carminis memoravi*. Eine grössere Stillosigkeit wäre nicht denkbar gewesen.

Mit einer Unterhaltung in losester Gesprächsform wird also die vierte Satire wie im *Mimus* eröffnet; das ist ihr Prologus. Dass dem so ist, macht uns Juvenal überdies auch noch gleich in ihrem ersten Verse deutlich, der eine genauere Interpretation verlangt:

Ecce iterum Crispinus, et est mihi saepe vocandus

Ad partes eqs.

Das *vocari ad partes* heisst wie *venire ad partes* und *parari ad partes* nicht etwa, wie viele ansetzen, bühnenmässig eine Rolle spielen, sondern „an etwas Teil erhalten“, „zu etwas angewendet werden“, in solchen Fällen wie bei Ovid *Nux* 68 *ad partes pertica saeva venit*, d. h. *adhibetur*; *Amor.* I 8, 87: *Servus et ancilla ad partes parentur*, d. h. *adhibeantur*; so auch hier: *et est mihi saepe adhibendus*¹.

(v. 55); das liegt doch aber nur daran, dass der rhombus an Wert und Grösse alle Fische des Mittelmeeres und Pontus übertrifft, so dass niemand ihn zu kaufen wagen würde, in der Ueberzeugung, solches Tier kommt nur dem Kaiser zu (v. 47). Was der Kaiser verspeisen wird, ist also noch kostbarer, als was Crispin auf seinen Tisch setzte.

¹ Diese Bedeutung scheint durch Abschwächung aus der anderen hervorgegangen zu sein, die wir bei Varro und Ovid antreffen, wo „seine Pflicht tun“ oder „eine Pflicht und Aufgabe übernehmen“ zu verstehen ist: Varro *De r. r.* II 9, 16 *vocat alium ad partes*, verglichen mit *meae partes*, *ib.* II 5, 2; Ovid *ex Ponto* IV 2, 27 von seiner Muse:

Nun aber sagt hier Juvenal, zum zweiten Mal bringe er den Crispin vor; ist dies richtig? und er versichert, dass er sich seiner noch oft bedienen wird; passt dies auf die Schriftstellerei unseres Dichters? In der Tat wird Crispin noch einmal, und zwar gleich in der ersten Satire v. 26 erwähnt; aber, wie schon viele empfunden haben, befriedigt der Ansatz wenig, dass das *iterum* in der hier besprochenen Zeile auf die Stelle I 26 zurückblickt. Denn wirklich vorgeführt wird Crispin dort nicht; Juvenal bedient sich dort seiner nicht zu darstellendem Zweck, sondern erwähnt ihn nur nebenher als verächtlichen Emporkömmling. Die beiden Stellen I 26 f. und IV 1 ff. stehen gar nicht auf einer Linie. Vor allem aber findet das *et est mihi saepe vocandus* in den weiteren Satiren nirgends seine Bestätigung; das „oft“ ist ganz unzutreffend. Denn in der ganzen nachfolgenden Schriftstellerei Juvenals ist Crispin verschwunden und vergessen. Daraus folgt, dass sich der zitierte Eröffnungsvers gar nicht auf die Satirendichtung Juvenals, sondern nur auf die Gespräche bezieht, die man in Rom und so auch in Juvenals Verkehrskreise damals führte und die der Dichter hier nach Art des Mimus imitiert. In solchen Kreis versetzt er sich, indem er anhebt: „schon wieder mal muss ich von Crispin reden, und gewiss nicht zum letzten Mal; wir werden noch oft auf ihn zu sprechen kommen“. Juvenal will mit dem *iterum* und *saepe* nur andeuten, dass für den Stadtklatsch damals Crispin eines der beliebtesten Themen war; wiederholt spricht man von ihm und wird noch oft von ihm sprechen.

Weiter führt uns noch das erste Wort *ecce*; denn insbesondere dies *ecce* hat mimischen Wert und verrät uns, gleich an der Schwelle des Gedichts, dass Juvenal den Leser in ein solches Gespräch, das er mit Freunden führt, hineinversetzt; denn *ecce*, ein Apell an das „du“, wird nur da gebraucht, wo ein anderer

vix venit ad partes. Aber auch das *Hernicos ad partes paratos* (= *vocatos*) bei Livius III 10, 10 hat nur diesen Sinn des Uebernehmens einer Aufgabe und hat mit dem Uebernehmen einer Rolle auf der Bühne nichts zu tun; das Wort *fabulam compositam* heisst dort nur: es sei eine Lügengeschichte ersonnen. So sicher hier bei Livius *fabula* „Geschwätz“ heisst, so sicher ist, dass auch dem *ad partes* an dieser Stelle kein aus der Sprache des Bühnenwesens hergenommener Tropus zu Grunde liegt. Von der Rolle des Theaterstückes wird meines Wissens *venire, vocari, parari ad partes* nie gebraucht. Und so glaube ich denn, dass *partes* in Verbindungen wie *partes suscipere* überhaupt eigentlich nur „Pflicht“ und „Aufgabe“ bedeutet; die Bedeutung „Bühnenrolle“ ist davon nur eine Spezialisierung gewesen.

zuhört, sei es im Brief, sei es im mündlichen Verkehr. Es ist nützlich, solche Stellen wie das *ecce Posidonius* bei Seneca epist. 90, 20 zu vergleichen¹; und zwar dient das *ecce* in solchem Fall gern der Beispielgebung; „nimm zum Beispiel den Posidonius“, heisst es beim Seneca (die Worte sind: *incredibile est, mi Lucili, quam facile etiam magnos viros dulcedo orationis abducat a vero. ecce Posidonius* eqs.). Ganz ebenso auch bei Juvenal, aber abrupt, in lebhaftestem Ton: „wieder einmal muss ich euch den Crispin als Beispiel vorbringen“.

Fälschlich sagt man also, mit dem *Ecce iterum Crispinus* kündige der Dichter den Gegenstand einer vollständigen Satire, die über Crispin handeln sollte, an, welches Gedicht dann aber nachher nicht zur Ausführung gelange. Die zitierten Worte besagen das gar nicht; denn sie bringen, wie wir sahen, nur ein Beispiel, und wo ein Beispiel gebracht wird, handelt es sich doch eben nicht um dies Beispiel selbst, sondern um die Sache, die damit illustriert werden soll. Ueberhaupt aber hat Juvenal nie Satiren geschrieben, die sich nach Art einer Invektive nur gegen eine einzige Person richten, wie Cicero in der zweiten Philippica, Lucian im Alexander und Peregrinus, Claudian in seinem Werk in Eutropium dies tut. Solche Aufgabestellung war für Juvenal zu eng; denn er ist Ethiker und will umfassendere Kulturbilder geben, um nach Art des Tertullian und anderer christlicher Zeloten der Sittlichkeit das Gesamtgebiet des gesellschaftlichen Lebens zu kritisieren und im Bürgertum die Stimmung zum Besseren durch sein entrüstetes Schelten und Verdammen vorzubereiten. Solchen Zwecken genügte die blosser Invektive oder Personensatire nicht; auch das neunte Gedicht Juvenals, das Naevolusgedicht, ist als solches keineswegs zu betrachten. Nur Zustände der Gesellschaft (so auch im Naevolus) oder Gruppen der Gesellschaft sind prinzipiell Juvenals Gegenstand gewesen; aber nicht nur der seine; das lag im Wesen der römischen Satire überhaupt, wie Persius und Horaz uns zeigen. Somit war ein Gedicht auf eine Einzelperson wie Crispin bei Juvenal ein Ding der Unmöglichkeit, und er lief darum auch nicht Gefahr, dass jemand seinen Eröffnungsvers mit dem *ecce iterum Crispinus* dahin missverstehen könnte, als sollte ein Gedicht auf Crispin folgen.

Wie planvoll unser Satiriker schon im Prologus auf seinen

¹ Uebrigens liegt, wie längst bemerkt worden ist, bei Juvenal eine Erinnerung an Horaz Sat. I 4, 13 vor: *ecce Crispinus minimo me provocat.*

Hauptgegenstand, die Schilderung Domitians und seines hochweisen Konsistoriums, abzielt, zeigt gleich der Vers 11: *sed nunc de factis levioribus*, der es energisch ablehnt, die eigentlichen Laster Crispins durchzunehmen, sondern schon gleich auf den Fischkauf hinlenkt¹, so wie auch der Vers 27, der, nachdem der Fischkauf Crispins genügend glossiert ist, ebenso energisch zu Domitian selbst hinüberlenkt mit den Worten: *qualis tunc epulas ipsum glutisse putamus induperatorem*, wo mit *ipsum* die Hauptperson, auf die der Dichter hinaus will, als solche unterstrichen wird.

Konkret veranschaulicht, ist also die Sache die, dass Juvenal sich im Kreis seiner Gesprächsgegnossen und Verehrer, wo er als älterer Mann und als das Genie Roms das Wort zu führen pflegt, befindet, dass er da die Genossen erst einmal in die arge Zeit Domitians zurückversetzt, indem er in seiner groben Weise über Crispin herzufallen anfängt, dass er dann, mitten im Gespräch, zu aller Freude und Ueberraschung, im v. 33 als Epiker das Wort nimmt, das heisst, dass er plötzlich sein Konzept aus dem *sinus* zieht und nach Anrufung der Musen mit parodischer Feierlichkeit seine neueste Arbeit vorzulesen beginnt: eine parodische Rhapsodie über Domitian und seine Hofleute. Nur diesen Sinn hat die plötzliche Anrufung der Muse. Aber Juvenal bleibt nun bei seiner Vorlesung sitzen, während sonst die Rezipitoren stehend vortragen. Das *incipit Calliope, licet et considerare* wäre völlig witzlos, wenn Juvenal dabei wirklich bloss an die Muse, die nicht zu stehen braucht, dächte. Nein, er selbst bleibt, indem er das Weitere vorträgt, sitzen; denn was er den Freunden jetzt zum Besten geben will, ist eben doch nur die banalste Wirklichkeit². Juvenal fügt im v. 35 die weitere Begründung hinzu: *non est*

¹ Mit Unrecht setzt Gercke S. 983 an, mit dem Plural *de factis levioribus* weise Juvenal schon gleichzeitig mit auf die Erzählung vom Staatsrat Domitians hin. Denn schon der Zusammenhang scheint mir dies zu verbieten, und jede Nötigung zu solcher Annahme fehlt; denn der Plural *facta* steht in freier Weise auch da, wo nur ein einziges *factum* referiert wird. Ähnlich steht es VI 184, wo Juvenal *quaedam parva* vorzubringen verspricht, aber nur ein *parvum*, einen Umstand von geringerer Bedeutung, mitteilt; vgl. Stegemann S. 47 u. 32.

² Man denke an das *consurgite* bei Catull 62, 1 u. 6, wo die Jünglinge und Mädchen anfangen sollen zu singen. Dass der Rezipitator zu stehen pflegt, kann man, um von zahlreichen Erwähnungen bei den Autoren abzusehen, auch schon aus den Belegen, die ich „Buchrolle in der Kunst“ zusammengestellt habe, entnehmen; zB. Abb. 59; 82; 88; 105 und zahlreiche weitere im Text erwähnte Bildwerke. Sitzend liest

cantandum; res vera agitur; damit sagt er uns eben, dass man den Gesangsvortrag stehend auszuführen pflegte, während man beim gewöhnlichen Vorlesen trivialer Dinge es sich so bequem machen konnte, wie man wollte.

Da Juvenal seine Satiren tatsächlich selber im Hörsaal rezitiert hat (s. oben S. 524), so sehen wir hier eben mit Augen, wie der Dichter vor seinem römischen Publikum, indem er ihm die vierte Satire vorträgt, sitzen bleibt.

Auf die meisterhafte epische Erzählung, die Juvenal hiernach seinen Freunden vorliest, näher einzugehen, ist nicht nötig. Man wird leicht bemerken, dass der Kaiser Domitian selbst darin verhältnismässig wenig hervortritt; er wird vielmehr vornehmlich durch seine Kronräte, die er um sich versammelt, charakterisiert (nenne mir deine Freunde, und ich will dir sagen, wer du bist!), und die Pointe des Ganzen ist darum auch nicht etwa das Verspeisen des Monsterfisches selbst, sondern der erleuchtete Beschluss der erlauchten Versammlung, ohne Säumen einen Topf von nicht dagewesener Grösse herstellen zu lassen, damit man das Tier unzerlegt kochen könne.

Wir haben an der Hand dreier Beispiele uns vergegenwärtigt, wie verschieden der Aufbau einer römischen Satire oder Gesprächsdichtung sein kann, je nachdem der Inhalt seine An-

man, wenn man für sich allein liest (ib. S. 155 ff.). In welchen Fällen auch der Vortrag sitzend ausgeführt wurde, ist aus den Bildwerken der antiken Kunst, die ich dort angeführt, natürlich nicht immer leicht zu erkennen; besonders verständlich ist es ib. Abb. 72 u. 73; 78 (Souffleur?); 77 (Schulunterricht). Jedenfalls steht auch die Muse, wenn sie vorträgt, unendlich oft; s. ebenda zB. Abb. 28; 78. Die Hirten dagegen sitzen gern, wenn sie pfeifen und singen; vgl. Theokr. I 21: ἐσθώμεθα und Vergil Ecl. 5, 3: *consedimus*. Aber es liegt doch gänzlich fern, dass Juvenal, wie W. Christ, Sitz.-Ber. Münchn. Akad. 1897, S. 127 ansetzt, mit seinem *licet et considerare* an das Vorbild der Hirten und gar an diese Bukolikerstellen gedacht habe. Denn er selbst bietet hier keine leichten Hirtenlieder, sondern parodiert eine heroische Rhapsodie und ruft darum auch die hohe Muse Calliope an, mit der die Hirten nichts zu tun haben. Weshalb er bei seinem Vortrag sitzen bleibt, begründet Juvenal mit den Worten *res vera agitur* (s. oben). Auch das hat doch nichts mit Hirtenpoesie zu tun. Seltsamer noch Gercke, der S. 983 vermutet, die Worte bei Juvenal *licet hic considerare* hätten zugleich die Nebenbedeutung: „man kann hier Posto fassen“ (!). Ich ziehe übrigens die Lesung *licet et considerare* der anderen *licet hic considerare* bei weitem vor: „du kannst übrigens auch sitzen bleiben“. Es steht eben dem Vortragenden in solchem Falle frei, ob er sitzen oder stehen will; daher das „auch“.

forderungen stellt. Der *sermo*, der bloss klatscht und Geschichten erzählt, bewegt sich frei und erträgt kein Gesetz; der *sermo*, der belehrt, Thesen verfißt und argumentiert, kann dagegen, wenn die Argumente sich häufen und der Umfang anschwillt, einer Disposition und Stoffanordnung nicht entbehren. Auch das umfangreichste Gedicht Juvenals, die sechste Satire, entspricht, wie wir gesehen haben, dieser Forderung; denn ihre Disposition, eine durchaus angemessene Gruppierung des schier unerschöpflichen Stoffes über die Laster der Ehefrauen, ist klar hervorgetreten. Und hiermit ist der Zweck meiner Darlegungen erreicht. Man wird freilich fragen: wie steht es nun aber mit dem Winstedtschen Fragment? wie steht es mit den vielumstrittenen Versen, die als Bestandteil derselben sechsten Satire in einer einzigen Oxforder Handschrift, die der zweiten Handschriftenklasse angehört, aufgetaucht sind und die man nach dem Entdecker Winstedt benennt¹? Es sind 34 hinter Vers 365 eingeschaltete Verse, sowie deren zwei hinter Vers 373. Englische Gelehrte nahmen sie für echt, Bücheler behauptete ihre Unechtheit. Leo, dessen Juvenalausgabe in manchen kritischen Entscheidungen leider auch sonst einen Rückschritt gegen Bücheler bedeutet, hat die Verse als Originalbestandteil des hier von mir analysierten Gedichtes in den Text mit aufgenommen. Eine Neuuntersuchung der Frage nach der Herkunft jener Verse ist in Vorbereitung (freilich ist diese Untersuchung selbst jetzt ernstlich in Frage gestellt; denn unsere Jugend steht vor dem Feinde!), und ich begnüge mich daher vorläufig an dieser Stelle mit dem kurzen Hinweis², daß die Verse des Winstedtschen Fragmentes, die von dem Umgang der Frau mit Cinäden handeln, am Anfang des dritten Teils des Gedichtes die Disposition stören und dass sie, auch wenn man ansetzt, Juvenal habe seine Satire zweimal abgefasst, in der einen Fassung so gut wie in der anderen das, was uns planvoll erschien, ins Planlose verwandeln. Denn die *consilia* der *veteres amici*: „*pone seram, cohibe*“ (v. 346; vgl. im Fragment v. 30 f.) mussten den dritten Teil des Gedichtes jedenfalls eröffnen und der Geschichte von der Ogulnia und allem Weiteren voraufgehen. Im übrigen wird die Unechtheit des Winstedtschen Fragmentes für mich sowohl durch inhaltliche wie sprachliche Momente wie durch die Art der Ueberlieferung und den Umstand, dass die Scholien aussetzen, bewiesen.

Marburg a. L.

Th. Birt.

¹ Vgl. *Class. Review* XIII S. 201.

² Vgl. *Kritik und Hermeneutik* S. 26 f.